



WOLFGANG BRAUNGART

Der brave Tuttlinger und der Limburger Käse.  
Johann Peter Hebels hermeneutische Parabel "Kannitverstan" (1809)

*Erstpublikation*

Susanne Kaul, Lothar van Laak (Hrsg.): Ethik des Verstehens. Beiträge zu einer philosophischen und literarischen Hermeneutik. München, Paderborn: Wilhelm Fink 2007, S. 175-198.  
ISBN 978-3-7705-4509-4

*Vorlage:*

PDF-Datei des Autors

*Autor:*

Prof. Dr. Wolfgang Braungart  
Universität Bielefeld  
Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft  
Postfach 10 01 31  
D-33501 Bielefeld

*Homepage:*

<http://www.uni-bielefeld.de/lili/personen/braungart>

*E-Mail:*

wolfgang.braungart@uni-bielefeld.de

Susanne Kaul · Lothar van Laak · Hrsg.

# Ethik des Verstehens

Beiträge zu einer philosophischen  
und literarischen Hermeneutik

*München, 2007*

Wilhelm Fink

Wolfgang Braungart

DER BRAVE TUTTLINGER UND DER LIMBURGER KÄSE

Johann Peter Hebels hermeneutische Parabel  
*Kannitverstan* (1809)\*

Für Hans Günther zum 65. Geburtstag

1. Tuttlingen und Amsterdam, die Provinz und die moderne Welt

Den literarischen Ritterschlag hat er von Hofmannsthal, Kafka und Brecht, den philosophischen von Benjamin und Bloch erhalten. Unter den Kleinmeistern der deutschen Literatur ist Johann Peter Hebel (1760–1822) längst ein anerkannt Großer. Seine Kalendergeschichten stellt man mit Recht den Anekdoten Kleists als ebenbürtig zur Seite. Und doch hat er es nicht leicht, sich in der Literaturgeschichte zu behaupten, wie andere auch, die sich den großen Herausforderungen der anbrechenden Moderne gar nicht zu stellen scheinen und auf die kleine Form und gar den Dialekt zurückziehen<sup>1</sup> (so Hebel mit seinen *Alemannischen Gedichten*). Die Bedeutung Hebels ließe sich zwar dadurch bekräftigen, daß ihn zu seiner Zeit schon die herausragenden Autoren – Jean Paul und Goethe – wahrgenommen und hochgeachtet haben.<sup>2</sup> Aber ihn selbst hat seine Reputation in der literarischen Welt nicht sehr interessiert, und schon gar nicht wäre ihm ein solcher Autoritätenbeweis recht gewesen.

In den süddeutschen Breiten kennt man die 1809 zuerst veröffentlichte Geschichte Hebels vom braven Tuttlinger Handwerksburschen noch, der auch

---

\* Vortrag, gehalten in jeweils veränderten Fassungen an den Universitäten Konstanz und Jena im Oktober/November 2005, beim Bielefelder Symposium zu Ehren von Hans Günther im Februar 2006, bei der Literarischen Vereinigung in Minden im März 2006, schließlich in der von Susanne Kaul und Lothar van Laak veranstalteten Ringvorlesung ‚Hermeneutik‘ und auf der Sommerakademie der Studienstiftung des Deutschen Volkes im September 2006; den Diskussionsteilnehmern danke ich für ihre Hinweise. Besonderer Dank gilt Lothar van Laak und Katja Malsch! – Der Beitrag ist Hans Günther in Dankbarkeit für ein anregendes, freundschaftliches, über viele Jahre andauerndes Gespräch gewidmet.

1 Mörike wäre hier zuerst zu nennen!

2 Hebel im Konzert der Großen: das ist ein wenig der Tenor des Sammelbandes, den Richard Faber kürzlich herausgegeben hat: *Lebendige Tradition und antizipierte Moderne. Über Johann Peter Hebel*, Würzburg 2004. Eine kritische Sichtung der Hebel-Kafka-Forschung nimmt dort Norbert Oellers vor: „Sehr gut wäre zeitweilig Hebel“. Eine Empfehlung Kafkas, ebd., S. 83–96.

einmal in die große weite Welt hinaus will. In der Provinz setzt die Geschichte ein.<sup>3</sup> Der Ort setzt ein deutliches Signal. Einen weiteren Grund als eben den, in die Welt hinauszuwollen, gibt die Geschichte nicht an! Aber erzählgeschichtlich ist sie keineswegs provinziell: Hebel adaptiert eine französische Vorlage des 18. Jahrhunderts. In der französischen Vorlage von 1782 ist der Tuttlinger „un jeune Parisien“. Diese Veränderung Hebels ist kennzeichnend.<sup>4</sup>

Für sein *Stilbuch*, ein lateinisches Lehrbuch, formulierte Hebel die eigene Geschichte noch einmal in lateinischer Sprache. Er sah sie demnach selbst als vorbildlich, ja vielleicht sogar klassisch (Latein!) an.<sup>5</sup> Die Sorgfalt und Genauigkeit, mit der Hebel die Vorlage bearbeitet, den Schluß entwirft und die Formulierungen setzt, zeigt höchstes Kunstbewußtsein und erlaubt darum eine Interpretation, die auf den ersten Blick vielleicht etwas weit zu gehen scheint (im Hinblick etwa auf die Großmetaphern des Textes und den Schluß).

Dieser *Handwerksbursche*, der keinen individualisierenden Namen trägt, ein Jedermann, kommt also aus der schwäbischen Kleinstadt nach Amsterdam, in diese „große und reiche *Handelsstadt*“ „voll prächtiger *Häuser*, wogender *Schiffe* und *geschäftiger Menschen*“. <sup>6</sup> Das darf man alles sogleich hochsymbo-

- 
- 3 Die Auflage von 1809 betrug 30.000 Stück; „mehrere Tausend“ wurden „nachverlangt“. Vgl. Johann Peter Hebel: *Der Rheinländische Hausfreund*. Faksimiledruck der Jahrgänge 1808–1815 und 1819. Hg. von Ludwig Rohner, Wiesbaden 1981; die *Kannitverstan*-Geschichte S. 58f.; Ludwig Rohner: *Kommentarband zum Faksimiledruck [...]*, Wiesbaden 1981, S. 39. Bedenken muß man bei der Einschätzung der Auflagenhöhe allerdings auch den ‚Kalenderzwang‘: die Verpflichtung der Haushalte, einen Kalender abzunehmen; Rohner, ebd., S. 47.
  - 4 Charles de Peyssonel: *Les Numéros* (1782), in: Kurt Franz: *Johann Peter Hebel. Kannitverstan. Ein Mißverständnis und seine Folgen. Texte, Kommentar, Abbildungen*, München – Wien 1985, S. 13–17 (mit deutscher Übersetzung), hier S. 13. – Bei Peyssonel gibt es zuerst eine einleitende Reflexion über den Zusammenhang von Sprache und Nationalcharakter („man erkennt an seiner rauhen, aber majestätischen Sprache den Deutschen, der ein kaltes Land bewohnt, voller Entschlossenheit ist, und die vielen Umschweife und Ceremoniel hasset“; ebd., S. 15 [dt. Übersetzung von 1783]). In der französischen Vorlage gibt es vier Frageversuche; natürlich ist der junge Mann aus Paris auch an einer „schöne[n] Dame interessiert, die ein Kavalier am Arme führt“ und die er alsbald als Frau Kannitverstan identifiziert zu haben meint. Am Ende bricht er in ein haltloses Lamento aus über „den Unbestand des menschlichen Glückes“, bis er endlich in seine „Herberge“ zurückfindet; und das war es dann auch.
  - 5 Vgl. Johann Peter Hebel: *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes*. Kritische Gesamtausgabe mit den Kalender-Holzschnitten. Hg. von Winfried Theiß, Stuttgart 1981; die *Kannitverstan*-Erzählung S. 152–155, Zitate aus dieser Erzählung nach dieser Ausgabe künftig ohne weitere Einzel-Nachweise. Im Kommentar dieser vorzüglichen Ausgabe sind die französische Vorlage und Hebels lateinische Neuformulierung abgedruckt; ebd., S. 347–350. Robert Minder weist darauf hin, daß Achim von Arnim die *Kannitverstan*-Geschichte in seine Erzählung *Die drei liebreichen Schwestern und der glückliche Färber* eingebaut habe. – Robert Minder: *Hebel, der erasmische Geist, oder: Nützliche Anleitung zu seiner Lektüre*, in: *Johann Peter Hebel: Werke*. Hg. von Eberhard Meckel. Eingeleitet von Robert Minder. Erster Band: *Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes*. Vermischte Schriften, Frankfurt a. M. 1968, S. III–XLIV, hier S. XXIX.
  - 6 Eine sehr schöne, mit meiner Skizze vielfach sich berührende Interpretation stammt von Lothar Wittmann: *Johann Peter Hebels Spiegel der Welt. Interpretationen zu 53 Kalendergesichten*, Frankfurt a. M. – Berlin – Bonn – München 1969, S. 160–176; nur den Limburger Käse am Schluß übersieht Wittmann, und das geht nicht.

lisch lesen, so knapp und anekdotisch wie die Geschichte sich präsentiert. Eine naive, sozusagen vormoderne Existenz trifft auf die moderne entwickelte, ökonomisch dynamische Zivilisation.<sup>7</sup> Dort geht es anders zu: Wird der Ex-Kurs für diese naive Existenz also eine Ausfahrt, eine Öffnung des Lebens zur ‚geschäftigen‘ Moderne werden? Wird es eine Irrfahrt? Behauptet sich das Einfache, Traditionelle (Handwerk) gegenüber dem Komplexen, gegenüber den neuen Lebens- und Kommunikationsformen (der vermeintliche ‚Herr Kannitverstan‘ ist ein Kaufmann)? Oder geht es unter?

Das schließt auch ein poetologisches Problem ein: Die Geschichte ist in dem von Hebel herausgegebenen Kalender *Der Rheinländische Hausfreund* erschienen. Neben der Geschichte vom *Unverhofften Wiedersehen* ist es die Erzählung Hebels, die am meisten Aufmerksamkeit gefunden hat. Es ist also eine Erzählung bewußt für ein populäres und erbauliches Medium. Das Medium hat eine eigene ‚poetogene Kraft‘.<sup>8</sup> Es erlaubt und verlangt eine bestimmte Rhetorik.<sup>9</sup> Aber kann man vom Komplexen einfach reden? Behaupten sich die einfache Sprache und das einfache Erzählen des Kalenders, dem man, so Hebel selbst,<sup>10</sup> nicht anmerken soll, wieviel Kunstfertigkeit dafür nötig ist, gegenüber einer komplexen modernen Welt? Ist es angemessen? Kommt es an die moderne Welt überhaupt heran? Das ist eine poetologische Grundsatzfrage: die Komplexität der Einfachheit!<sup>11</sup> Und eine rhetorische: Welche Rede ist wann angemessen (hier der *sermo humilis*)? Für die hermeneutische Problematik, die mich beschäftigt, ist dies wichtig: die Angemessenheit des Ausdrucks korrespondiert mit der Angemessenheit des Verstehens. Die rhetorische Tradition bedenkt von vornherein die Rezeption: das angemessene Verstehen, mit.

## 2. Stadt, Haus, Schiff

Die große *Stadt* – das Motiv hat eine kaum überschaubare, religiöse und profane Bedeutungsgeschichte – scheint den Handwerksburschen wirklich zu verleiten, von seinem rechten Weg abzukommen. Ein besonders „großes und

7 Das erinnert strukturell an den London-Paris-Berlin-Diskurs des 18. und vor allem 19. Jahrhunderts!

8 Vgl. Rüdiger Zymner/Manfred Engel (Hg.): *Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder*, Paderborn 2004.

9 Wie weit diese poetogene Kraft des kalendarischen Denkens und seiner Medien überhaupt reichen kann, hat jüngst Alexander Honold in einer eindrucksvoll kulturwissenschaftliche und poetisch-hermeneutische Ansätze verschränkenden Studie zu Hölderlin gezeigt. Alexander Honold: *Hölderlins Kalender. Astronomie und Revolution um 1800*, Berlin 2005.

10 Vgl. Rohner, Kommentarband (Anm. 3).

11 Vgl. Verf.: *Gute Texte, schlechte Texte*, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* H. 3 (2004) 51. Jahrgang, S. 292–303.; Verf.: *Brechts Poetik des ‚Chinesischen‘. Eine These*, in: Maoping Wei/Wilhelm Kühlmann (Hg.): *Deutsch-chinesische Literaturbeziehungen. Vorträge eines im Oktober 2003 in Shanghai International Studies University abgehaltenen bilateralen Symposions*, Shanghai 2006, S. 236–260.

schönes *Haus*“ fällt ihm sogleich „in die *Augen*“. Geradezu der Inbegriff eines Hauses: ein wirklich „kostbare[s] Gebäude, die 6 Camine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an *des Vaters Haus daheim* die Thür“. Das Eigene, lebensgeschichtlich Erfahrene ist für die staunende Erfahrung des Fremden der Bezugspunkt. Hebel thematisiert förmlich den „Sehe-Punct“ (lat. ‚scopus‘), wie es Chladenius schon Mitte des 18. Jahrhunderts nennt,<sup>12</sup> ein Begriff, der für die Geschichte der Hermeneutik grundlegend geworden ist:<sup>13</sup> die notwendige, unhintergehbare, den ganzen Menschen – auch in seiner Leiblichkeit – betreffende Perspektivität und Subjektivität der hermeneutischen Zuwendung zu den Phänomenen der Welt. Am Ende, nach diesem Exkurs in die große Welt, findet der Handwerksbursche auf neue Weise zum Eigenen zurück. Was er aber hier in Amsterdam zunächst sieht, ist nur die Fassade des Hauses; er wird schon dahinter schauen müssen. Und das tut er, aber auf seine Weise. Das tun sie alle, die Protagonisten Hebels: Sie tun das Ihrige auf ihre Weise.

Die „Fenster[] des Hauses sind voll von Tulipanen, Sternblumen und Levkoiern“. Tulpen zeigen Reichtum an und die Ökonomisierung des Gartenbaus.<sup>14</sup> Sie sind *der* Exportartikel Hollands neben dem Käse. Auf die Frage, wem das prächtige Haus denn gehöre, antwortet man dem Tuttlinger kurzweg, wie es dann bis hin zu Rühmkorf und Canetti fast sprichwörtlich geworden ist und schon in der französischen Vorlage steht: „Kannitverstan“. Und so ergeht es ihm auch auf seine Frage nach dem Eigentümer eines besonders großen Schiffes, aus dem zahllose „Kisten und Ballen“ aus „Ostindien“ herausgetragen werden. Der gute Mann ist mächtig eingeschüchtert, ja es kommt in ihm durchaus ein gewisser Neid hoch. Er hätte es auch gerne „einmal so gut“ wie dieser reiche „Herr Kannitverstan“, dem das alles gehören soll. Dabei ist der Tuttlinger doch selbst ein Herr Kannitverstan, ein etwas schlichter Provinzler, dem man gerne mit freundlich-milder Ironie begegnet, auch als heutiger Leser. Doch diese Naivität ist eben Hebels literarische Inszenierung, die es in sich hat. Die Geschichte ist hochgradig konstruiert. Ihr Ergebnis nimmt sie zu Beginn schon vorweg, als wollte sie selbst davor warnen, sie zu schlicht, eben *nur* als Geschichte zu lesen. Nach diesem „Herrn Kannitverstan“ hat Hebel die kleine Kalendergeschichte benannt. Aus einem Aussagesatz („Ich kann nicht verstehen“) wird ein Eigenname, der für den Tuttlinger nun ein Subjekt identifizierbar macht, das es zwar nur für den Handwerksburschen gibt, das aber eine Identität konstituiert.<sup>15</sup> Dieser Prozeß der Namensgebung hat einen mythischen Grund, der für die Geschichte wohl nicht nebensächlich ist. Im Na-

12 Johann Martin Chladenius (1710–1759): Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften, Leipzig 1742 (Neudruck Düsseldorf 1969).

13 Vgl. Jean Grondin: Einführung in die philosophische Hermeneutik, Darmstadt 1991, S. 72f.

14 Für die anderen beiden Fensterblumen liegt eine symbolische Deutung, die in diese Richtung geht, nicht unbedingt nahe. Sternblumen dürften Sternhyazinthen sein, typische Frühjahrsblumen.

15 Dank an Jan Wirrer für diese schöne Anregung!

men ‚Kannitverstan‘ hört man das Echo von Nemo-Odysseus.<sup>16</sup> Spätestens mit der ersten Erwähnung des Namens ‚Kannitverstan‘ folgt der Leser der Geschichte gewissermaßen mit ‚epischer Ironie‘. Er meint, sie zu durchschauen, wähnt sich, in seiner Kumpanei mit dem Erzähler, viel klüger als der biedere Schwabe – und wird am Ende sich selbst belehren lassen müssen. Ironische Distanz und Klugheit der großen Durchschauer stehen hier selbst auf dem Prüfstand. Denn was wissen sie schließlich selbst wirklich besser?

Die barock-emblematische Grundinstrumentierung der Erzählung (und vieler weiterer Hebelscher Kalendergeschichten) sieht man zwar leicht. Die Geschichten sind aber nicht auf eine simple Weise belehrend. Sie spielen auch mit ihrer medialen Voraussetzung ‚Kalender‘ und heben sie auch ins Bewußtsein.

Neben der ‚Stadt‘ werden zwei weitere Groß-Metaphern in dieser Geschichte genutzt: das ‚Haus‘ und das ‚Schiff‘, eine statische und eine dynamische Metapher, beide grundlegend für die westliche Metapherngeschichte („Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine *Kirche bauen*“). Das *Haus* bietet Raum, birgt und gewährt Schutz; das Haus, so sagt schon Aristoteles, ist das, was uns von Natur aus gemäß ist, weil wir als Mängelwesen das Bergende, Schützende brauchen. Das Haus, das Bauen von den Grundlagen und Fundamenten an: das konstituiert eines der wichtigsten Metaphernfelder überhaupt für Staat, Politik, Gesellschaft, das Denken (Descartes), das Ordnungschaffen.<sup>17</sup> Das ‚ganze Haus‘ (Otto Brunner) ist bis in unsere Gegenwart hinein eine große, problematische geschichtliche, soziale und ökonomische Integrationsmetapher.

Und das *Schiff* (*Schiffahrt*): Es verbindet Räume und überbrückt Distanzen; es gewährt Raum auf Zeit, es ist der stets gefährdete Raum in der Zeit. Das Schiff ist ebenfalls eine große Metapher für Staat, Politik, die Kirche in der Zeit, für die Erkenntnisreise (etwa in der Tradition utopischen Erzählens oder bei Francis Bacon),<sup>18</sup> für das individuelle Leben selbst (Odysseus).

### 3. Kannitverstan: Das Nicht-Verstehen, das Mißverstehen, das Verstehen

Der Titel spricht direkt an, um was es hier tatsächlich geht: Um das Nicht-Verstehen-Können, das Mißverstehen, also auch um das Verstehen.<sup>19</sup> Denn für

16 Als ‚Niemand‘ tarnt sich Odysseus beim Zyklopen Polyphem. – Zum antiken Horizont Hebels vgl. Horst-Jürgen Gerigk: Johann Peter Hebel und die antike Mythologie, in: Dieter Burdorf/Wolfgang Schweickard unter Mitarbeit von Annette Gerstenberg (Hg.): Die schöne Verwirrung der Phantasie. Antike Mythologie in Literatur und Kunst um 1800, Tübingen 1998, S. 11–124.

17 Vgl. Alexander Demandt: Metaphern für Geschichte. Sprachbilder und Gleichnisse im historisch-politischen Denken, München 1978.

18 Belege dafür in Verf.: Die Kunst der Utopie. Vom Späthumanismus zur frühen Aufklärung, Stuttgart 1989.

19 So schon Jan Knopf: Geschichten zur Geschichte. Kritische Tradition des Volkstümlichen in den Kalendergeschichten Hebels und Brechts, Stuttgart 1973, S. 223f. – Dem Wissenschaftsparadigma der 1970er Jahre verpflichtet, liest Knopf das Verstehen/Nicht-Verstehen

jede Konzeption des Verstehens ist das Nicht-Verstehen die eigentliche Herausforderung. Darum fordert uns der brave Tuttlinger heraus. Noch einmal: Was verstehen wir denn wirklich besser als er? Daß es darum geht, darauf werden wir fast gestoßen. Zum „Meerbusen“ wird gesagt, er heiße „Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon“. Dieses bloß übersetzende Verstehen macht die Stelle freilich nur noch unverständlicher. Nichts weiß man so besser. Fast etwas pedantisch und schulmeisterlich hat der Erzähler zuvor schon die Titelphrase übersetzt. – Nur weil wir nicht verstehen oder mißverstehen können, müssen wir über das Verstehen und seine Bedingungen nachdenken. Hebels Geschichte ist eine hermeneutische Parabel.<sup>20</sup> Das ist meine Kernthese.

Die Reflexion der *Grenzen* des Verstehens gehören, was man leicht übersieht, seit Lessings *Ringparabel* und seit Herders kulturellem Relativismus („Stimmen der Völker“) zu den impliziten wie expliziten Entwürfen einer literarischen Hermeneutik. „Kannitverstan“: Mit einem literarischen Text sich grundsätzlich zu *Poetik und Hermeneutik* zu äußern, das haben auch andere getan. Hofmannswaldau zeigt in seinem *Sonett*, was ein Sonett ist. Goethe etwa nennt eine Ballade einfach *Ballade* (1813/16), ein Märchen *Das Märchen* (1795), eine Novelle *Novelle* (1828) und betreibt so auf literarische, ganz konkret werdende Weise Gattungspoetik. Stefan George nennt ein zentrales Gedicht seines letzten Gedichtbandes *Das neue Reich* (1928) *Das Lied* (zuerst 1910). Und ein Beispiel aus der Gegenwartsliteratur: Bodo Kirchhoff hat ei-

---

als einen Akt der Kritik. – Allg. zum Problem des Verstehens der Kunst für die philosophische Ästhetik vgl. jetzt die hervorragend strukturierte, klare Darstellung von Georg W. Bertram: *Kunst. Eine philosophische Einführung*, Stuttgart, 2005, Kap. 5, S. 211ff.

- 20 Ich kenne nur einen Versuch, der in diese Richtung geht: Gerd-Theo Tewilt: *Vor dem Gesetz: Kannitverstan. Hermeneutik und Empirie in Hebels und Kafkas Parabel*, in: *literatur für leser* 1996, H. 2, S. 107–125. Tewilt stützt sich auf die Vorrede Hebels zum *Schatzkästlein*, wo es heißt: „Übrigens, sagt die Verlagshandlung, findet sich das Beste nicht sogleich am Anfang, sondern in der Mitte, und wie in einem Ballen Tuch am Ende des Büchleins, [...]. Sie rechnete auf viele Leser, die, wie die Bekenner des mosaischen Gesetzes, dort zu lesen anfangen, wo andere aufhören.“ – *Schatzkästlein*. Hg. von W. Theiß (Anm. 5), S. 13. Aus dieser Stelle folgert Tewilt: „Der Ballen Tuch wird über die Tora-Rollen der ‚Bekenner des mosaischen Gesetzes zu einem Ballen Text.‘“ (Ebd., S. 115) Das ist für Tewilt die Brücke zum Hebel-Leser Kafka. Zugegeben: Die Bemerkung Hebels ist verlockend. Aber ist das richtige Verstehen der Empirie, um das es Hebel fraglos geht, gleichbedeutend mit dem richtigen *Lesen* dieses *Textes*? *Das richtige Verstehen ist das richtige Leben*. Genau davon handelt am Ende Hebels Parabel. So könnte man vielleicht auch auf Kafkas Parabel antworten: Sie wirft doch auch die Frage auf, was denn der Mann hätte *tun* sollen, nicht nur die, wie er den Türhüter hätte verstehen sollen und warum er denn scheitert. Und dann bliebe eigentlich nur die Antwort – wenn dieser Mann nun schon einmal vor dem Gesetz erschienen ist –: Er hätte einfach dieses Leben vor dem Gesetz in seiner Vergeblichkeit, aber auch in seinem Erleuchtet-Sein vom Gesetz, dieses Leben im Glanz des Gesetzes *leben* sollen, nicht warten, „Tage und Jahre“ auf seinem „Schemel“ sitzend. Dieser *Vollzug* des Lebens selber wäre es gewesen. Es gibt kein Leben im Gesetz und kein Leben ohne Gesetz. Performativität statt Dekonstruktion. Vgl. auch die soeben erschienene Studie Gerhard Sprengers: *Johann Peter Hebel: Erziehung zum ‚Rechten‘*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 31, 2006, S. 142–173



nen Roman *Schund-Roman* (2002) genannt und mit ihm einen Demonstrationsroman postmoderner Kolportage geliefert. Sie geben alle mit ihren Titeln auch Verstehensanweisungen.

Hebel schreibt seine kleine Geschichte in den Jahren, als die romantische, also moderne Hermeneutik (F. Schlegel,<sup>21</sup> Tieck) Kontur gewinnt. Ob Hebel Schleiermachers *Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern* von 1799 gekannt hat, vermag ich nicht zu sagen; möglich wäre es, auch wenn der Briefwechsel nicht darauf hindeutet.<sup>22</sup> Die *Hermeneutik [und Kritik]* erscheint allerdings erst posthum 1838 (Schleiermacher stirbt 1834). Schon in den *Reden* sind aber grundsätzliche Aspekte von Schleiermachers später erst ausgeführter Hermeneutik erkennbar, die ihre Bedeutung als *allgemeine* Hermeneutik, als allgemeine *Verstehenskunst fremder Rede oder Schrift* erlangt hat, nicht nur als theologisch-biblische Verstehenslehre. Es ist auch für das Verstehen der fremden *literarischen* Rede/Schrift von Belang, wenn schon in den *Reden* Religion grundsätzlich subjektiviert wird zu einer „eigenen Provinz im Gemüt“.<sup>23</sup> Das Bewußtsein des Subjekts wird nun für das Verstehen unhintergebar (eine Konsequenz Kants und des subjektiven Idealismus). Diese Subjektivierung kann „Unterscheidungsprobleme [der Religion] gegenüber der Kunst, dem Ästhetischen“<sup>24</sup> mit sich bringen. Sie ist aber geradezu Voraussetzung für freie, *kommunikativ-gesellige* Prozesse, ohne die die bloße *religiöse Subjektivität* selbst auch nicht zur – modernen – *Religion* werden könnte.<sup>25</sup> Religion und Kunst sind niemals nur privat, sondern brauchen die gesellige Assoziation, ja womöglich Organisation. Darum heißt die vierte Rede Schleiermachers auch *Über das Gesellige in der Religion*. Dasselbe gilt für die Subjektivierung des Ästhetischen zur ästhetischen *Erfahrung*, die mit der Ästhetik Kants vollzogen wird. *Relevante* ästhetische Erfahrung braucht Geselligkeit. Die *institutionalisierten* und *inszenatorischen* Ausdrucksformen von Religion (also etwa die religiösen Riten) sind dann strukturell das, was kürzlich Oliver Jahraus analog für Literatur entwickelt hat: *Medium* des reli-

21 Etwa: Friedrich Schlegel: *Über die Unverständlichkeit*, in: *Charakteristiken und Kritiken I* (1796–1801). Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, 2. Bd. Hg. und eingeleitet von Hans Eichner, Paderborn – München – Wien 1967, S. 363–372.

22 Johann Peter Hebels Briefe. Gesamtausgabe. Hg. und erläutert von Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1939.

23 Zit. nach *Kritische Gesamtausgabe I.12*. Hg. von G. Meckenstock, Berlin – New York 1995, S. 1–321, hier S. 37.

24 Hartmann Tyrell: „Das Gesellige in der Religion“ – Soziologische Überlegungen im Anschluß an Schleiermachers *Vierte Rede*, in: Friedrich Huber (Hg.): *Reden über die Religion – 200 Jahre nach Schleiermachers Religionskritik*, Wuppertal 2000 (Veröffentlichungen der Kirchlichen Hochschule Wuppertal NF, Bd. 3), S. 30–49, hier S. 32. Vgl. auch Ernst Müller: Religion als ‚Kunst ohne Kunstwerk‘. F. D. E. Schleiermachers Reden ‚Über die Religion‘ und das Problem ästhetischer Subjektivität, in: Verf./Gotthard Fuchs/Manfred Koch (Hg.): *Ästhetische und religiöse Erfahrungen der Jahrhundertwenden I: um 1800*, Paderborn – München – Wien – Zürich 1997, S. 149–165, hier S. 151ff.

25 Tyrell, „Das Gesellige in der Religion“ (Anm. 24), S. 35 und ff., 43.

giösen Bewußtseins.<sup>26</sup> (Institutionalisierung, Inszenatorik und Theatralität sind grundsätzlich wichtige Bindeglieder zwischen Religion und Kunst.) Wie für die Literatur braucht es auch für die Religion eine gewisse Begabung: eine angemessen sensibilisierte Subjektivität.<sup>27</sup>

Hebel war Theologe, Professor für Dogmatik und Hebräisch am Karlsruher Gymnasium seit 1798 (dort war er schon seit 1791 Lehrer). Er ist mit den Regeln theologischer Hermeneutik vertraut, deren Bedeutung für die moderne literarische Hermeneutik inzwischen zwar differenziert gesehen wird, die aber doch nach wie vor unstrittig ist.<sup>28</sup> Hebel war auch Pfarrer und Pädagoge: Direktor des Karlsruher Gymnasiums 1808–1814, Mitglied der obersten protestantischen Schulbehörde in Baden, seit 1819 Prälat und im Landtag. Er kannte die Erfordernisse pädagogischer und seelsorgerlich-pastoraler *Praxis*, die ihm die *Applicatio*, die lebensweltliche Anbindung der hermeneutischen Einsicht, das Erbauliche, ständig abverlangte. Seine rhetorisch-poetische und volkspädagogische Tätigkeit für den Kalender ist, wie Schleiermachers *Reden*, Zuwendung zum Leser/Hörer. Der rhetorische Gestus des Ansprechens und mit dem Leser Sprechens ist für seine Literatur konstitutiv. Hebel ist ein ganz und gar dialogischer Autor.

Hebels *Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude*,<sup>29</sup> mit der das *Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreunds* eröffnet wird, nimmt den alten Topos von der Welt und dem Kosmos als Buch auf: „Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte“. Genau deshalb ist es zu deuten: „Guter Freund, das ist nicht löblich, daß man so etwas alle Tage sieht und nie fragt, was es *bedeutet*.“<sup>30</sup> Es ist nicht „löblich“, es gibt kein Recht auf ein bloß naives In-der-Welt-Sein: „bei einem Schöppllein im ‚Adler‘“ zu sitzen und „just nicht weiter“ zu denken – was nichts sagt gegen das „Schöppllein im ‚Adler‘“ – in Hebels Geburtsort Hausen im Wiesental bei seinem Geburtshaus direkt um die Ecke –, aber viel gegen das Nicht-Deuten und Nicht-weiter-Denken. Dieses Denken meint das erbauliche Lesen des Buchs der Welt, aber genauso das rechte naturkundliche Verstehen der Welt. Wenn man das beherrzigt, darf man auch ruhig im ‚Adler‘ sitzen. Der gesamte Kalender *Der Rheinländische Hausfreund* enthält naturkundliche Erläuterungen, die einem entgegen, wenn man nur auf das *Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds* fixiert ist, also auf den narrativ-fiktionalen Anteil, der von Hebel selbst in eine selb-

26 Oliver Jahraus: *Literatur als Medium*, Weilerswist 2003.

27 Max Weber hat vom „religiösen Virtuositentum“ gesprochen – wie vom musikalischen Virtuositentum (Tyrell, „Das Gesellige in der Religion“ [Anm. 24]; S. 46 f.).

28 Harald Schnur: *Schleiermachers Hermeneutik und ihre Vorgeschichte im 18. Jahrhundert*. Studien zur Bibelauslegung, zu Hamann und F. Schlegel, Stuttgart – Weimar 1994.

29 Es gibt von Kleist einen kleinen Text mit ganz ähnlich lautendem und doch signifikant verändertem Titel von 1810 *Betrachtungen über den Weltlauf*, der scharf gegen die idealistische Position, die Kunst sei der höchste Ausdruck einer Kultur, polemisiert, insbesondere gegen Schillers ‚Versinnlichungsprogramm‘; Heinrich von Kleist: *Sämtliche Werke und Briefe*, 2. Bd. Hg. von Helmut Sembdner, Darmstadt 1970, S. 326f.

30 Hebel, *Schatzkästlein* (Anm. 5), S. 14.

ständige Publikation ausgelagert wurde, was auch ein Ausdruck der kulturellen Differenzierungsprozesse des 19. Jahrhunderts ist.<sup>31</sup>

Zurück zu unserer Geschichte: Eine Selbstberuhigung in seinem Anflug von Neid und in seinem Gefühl der Verlorenheit in der dynamischen modernen Welt findet der brave Tuttlinger erst, als er einen „großen Leichenzug“ wahrnimmt, den er mit Respekt und Pietät passieren läßt. Als er einen Herrn aus dem Zug nach dem Namen des Verblichenen fragt, einen, der eigentlich mit den Gedanken gar nicht bei ‚der schönen Leich‘ ist, sondern „eben in der Stille ausrechnet, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge“, der also ebenfalls, wie der vermeintliche Herr Kannitverstan, ganz der modernen Ökonomie angehört, erhält er wieder die Antwort ‚Kannitverstan‘. Hebel spitzt die Erzählung auf das bloß ökonomische Denken zu. Drei Mal dieselbe Antwort: Das scheint definitiv. Das Verstehen des Tuttlingers muß durch dieses massive Miß- bzw. Nicht-Verstehen hindurch. Das Mißverstehen muß vollzogen, ja erlitten werden. Der Handwerksbursche versteht am Ende also noch immer falsch und kommt doch zu einer tieferen „Erkenntniß“. Es sind auch diese scheinbaren Kleinigkeiten, die Hebel auszeichnen: Die französische Vorlage kennt vier Verstehensversuche, deren motivische Stringenz und semantisch-symbolische Kraft (Haus, schöne Frau, Los in der Lotterie – also ein Komödienmotiv des 18. Jahrhunderts<sup>32</sup> – Leichenbegängnis) zudem hinter der Hebels weit zurückbleiben.

#### 4. Der Leichenzug und das Grab: Das Verstehen als ritueller Vollzug

Für den Handwerksburschen führt die Lebensschiffahrt des so beneideten reichen Kaufmanns mit dem vermeintlichen Namen ‚Kannitverstan‘ (heißt das nicht hier schon: man kann dieses Leben, das sich so, nur ökonomisch, entfaltet, nicht verstehen?) also ins definitive ‚Haus‘, ins Grab.

Der Handwerksgeselle findet in seiner melancholischen Bewußtwerdung der grundsätzlichen Zeitlichkeit menschlicher Existenz nicht nur Trost in eben dieser Einsicht selbst, sondern im Mit-Vollzug eines Trauerrituals, der ihn selbst ebenfalls an den definitiven Ort, das letzte ‚Haus‘ führt: eben „bis an das Grab“. Das Trauer-Ritual ist ein grundlegendes Übergangsritual.<sup>33</sup> Mit ihm wird die letzte große Transgression, die uns Menschen aufgegeben ist,

31 Vgl. Winfried Theiß: „Der Mond sieht zu, wie die Knaben die Mägdlein küssen.“ Joh. P. Hebels naturkundliche Kalenderbeiträge als Beispiel populär-aufklärerischen Erzählens. In: *Fabula* 30, 1989, S. 234–256; Johann Anselm Steiger: „... und fällt deswegen auch in Gottes Sprache“. Johann Peter Hebels Kalendererzählung *Baumzucht* als Beispiel biblischer Volksaufklärung, in: *Text+Kritik* 151, Themenheft Johann Peter Hebel, VII/01, S. 69–81.

32 Vgl. Johann Fürchtgott Gellert: *Das Loos in der Lotterie*, Bremen – Leipzig 1746.

33 Vgl. Arnold van Gennep: *Übergangsriten (Les rites de passage)*, Frankfurt a. M. – New York – Paris 1986 (zuerst franz. 1909).

von denen, die sie noch vor sich haben, strukturiert, inszeniert, handelnd gestaltet und so ‚bewältigt‘, d. h. erträglicher gemacht, gemildert.

Den ‚Text‘ der holländischen Ökonomie versteht der Handwerksbursche zwar nicht im wörtlichen Sinne ‚richtig‘, wohl aber seinen tieferen Sinn: „Durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis.“ So heißt es schon zu Beginn der Geschichte, der, so könnte man meinen, also das Schema von Sünde und Erlösung zugrunde liegt. Auf den wörtlichen Sinn kommt es nicht unbedingt an; den kann man mißverstehen. Entscheidend ist jedoch, ob man den tieferen, versteckten ‚geistigen‘ Sinn des Wortes versteht. Der Text präsentiert sich wie eine Allegorese, wie eine erbauliche Verstehensübung, bei der scheinbar herauskommt, was man in einer traditionellen Lesart immer schon weiß: das Grab.

In Wahrheit aber ist die Geschichte eine hermeneutische Parabel in Gestalt einer Anekdote. Das „Verstehen [muß] auf jedem Punkt [...] gewollt und gesucht werden“.<sup>34</sup> Deutlich wird, was Verstehen ist: viel mehr als die bloße „Vermeidung des Mißverstehens“ und als die eingeübte Praxis der Allegorese, die vor allem in Theologie und Religion ihren Platz hat.<sup>35</sup> Der naive Tuttlinger kommt auf seine Weise über sein erstes Verstehen hinaus, aber nicht durch theoretisch-hermeneutische Reflexion, sondern durch seinen entschiedenen, treuherzigen Bezug auf seine lebensweltliche Erfahrung und durch sein intuitives Wissen, was nun zu tun ist: durch *Lebenspraxis*. Performativ, nicht reflexiv – sozusagen ‚Divination‘ (Schleiermacher) des ‚rechten‘ *Vollzugs* des Lebens, jenseits der Grenze des Methodisierbaren und jenseits aller Gewalt und allen Anspruchs auf allegorische oder moderne Text-Herrschaft.<sup>36</sup>

Der Handwerksbursche „ward von der Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht achtgab.“ Hier gibt er nun acht, weil er an die Vorgeschichte seines mißverstehenden Verstehens anschließt, eine Identität der Personen und so eine Kontiguität unterstellt, die empirisch gewiß falsch ist, in einem tieferen Sinn aber richtig. Der Tuttlinger stellt eine eigene Trinitätslehre her: drei verschiedene Personen, die in ihrem Reichtum ihr identitätsstiftendes gemeinsames Merkmal haben, werden zu einer, an der er schließlich versteht, was ihn beschäftigt: welchen Sinn dieser ihr Reichtum denn haben könnte. Dieses richtige *Achtgeben* – die Rührung eingeschlossen – und die richtige Aufmerksamkeit sind für das richtige Verstehen entscheidend. Dann kann man, wie der gute Tuttlinger, „leichten Herzens“ fortgehen, vielleicht sogar einmal am Ende seiner Tage. Neben den literalen Sinn tritt der affektive.

34 Friedrich Schleiermacher: Hermeneutik und Kritik. Hg. von Manfred Frank, Frankfurt a. M. 1977, S. 92.

35 Kritisch zur ‚Stellenhermeneutik‘ schon Schleiermacher; vgl. Jean Grondin: Einführung in die philosophische Hermeneutik, Darmstadt 1991, S. 92.

36 Vgl. Heinrich Bosse: Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit, Paderborn – München – Wien – Zürich 1981.

Derart Erbauliches ist auch der modernen Literatur nicht fremd. Der Beginn von Goethes *Werther* ist dafür ein besonders deutlicher Beleg. Brecht könnte man ebenfalls nennen (etwa: *An die Nachgeborenen*). Warum sollte auch mit dem Anbruch der Moderne und mit dem Ende von Religion als integrativem kulturellem Leitsystem das Bedürfnis nach Trost aus dem Leben wie aus der Literatur verschwunden sein? Kürzlich hat Orhan Pamuk in seiner Frankfurter Friedenspreis-Rede von der Notwendigkeit eines tröstlichen zweiten Lebens in der Literatur und der poetischen Konstruktion von Sinn gesprochen.<sup>37</sup>

Aber der Kalendermacher Hebel will eben nicht nur das erbauliche Verstehen zeigen, sondern auch, sehr handfest, das rechte Leben. Das richtige Verstehen schließt die angemessene Praxis ein und fordert sie: hier zunächst die des Übergangsrituals der Trauerfeier. Das Ritual ist nicht irrational, sondern *angemessen*. Es ist dabei bedeutungsgeschichtlich hochgradig aufgeladen.

Ob wir Menschen nun Rituale in diesem engeren religiösen Sinn brauchen, das mag jeder für sich entscheiden. Zumindest können sie einem erlauben, sich in ihnen auf ‚kultivierte Weise‘ auszudrücken, wo man selbst sonst nur schwer eigenen Ausdruck findet. (So kann man für die verschiedenen Ausdrucksformen von Religion mit ihren Ritualen argumentieren.<sup>38</sup>) Für Rituale – wie für kulturelle Äußerungen generell – gilt: Es gäbe sie nicht und wir praktizierten sie nicht, bräuchten wir sie nicht. Sie entlasten uns, etwa vom Imperativ der Authentizität: Gestalte alles selbst, sei immer ganz du selbst (was immer das heißen soll). Drücke immer dich selbst ganz und wahrhaftig aus: eine leicht durchschaubare Fiktion.<sup>39</sup> Ob wir uns aber auf ein Ritual einlassen, das ist schon unsere Entscheidung, und wir müssen wissen, was wir tun. Es gilt immer: Rituale sind daran zu messen, ob sie für uns Menschen taugen. Das müssen wir bewerten. Rituale sind handelnd vollzogene Synthesen von „Temporalität und Form“.<sup>40</sup> Sie erlauben die Erfahrung der Gegenwärtigkeit bedeutungsvoller Ordnung und Struktur *im Vollzug*.

Der Handwerksbursche weiß sofort, wie er sich zu verhalten hat, weil er die Bedeutung der nicht-sprachlichen kulturellen Zeichen versteht. Die Konkretheit der Zeichen des Todes kontrastiert auffällig mit den bloß ökonomischen Erwägungen des Kaufmanns. Der Tuttlinger *sieht* den Leichenzug, den „langen Zug von Freunden“, „vier schwarz verummte Pferde“, den „schwarz überzogenen Leichenwagen“, dessen ‚langsame‘ ‚Bewegung‘ er sogleich als ‚traurig‘ deutet.

37 Die Rede wurde in der FAZ vom 24. 10. 2005, S. 8, abgedruckt.

38 Ich folge hier einer Überlegung, die Hermann Kurzke in verschiedenen Veröffentlichungen entwickelt hat. Zuletzt sehr zugänglich in: Hermann Kurzke/Jacques Wirion: Unglaubensgespräche. Vom Nutzen und Nachteil der Religion für das Leben, München 2004.

39 Vgl. Klaas Huizing: Ästhetische Theologie. Bd. III. Der dramatisierte Mensch. Eine Theateranthropologie. Ein Theaterstück, Stuttgart 2004, S. 39ff. („Authentizität und Retorteninnerlichkeit“); Jutta Schlich: Literarische Authentizität. Prinzip und Geschichte, Tübingen 2002.

40 Ich entlehne die Formel einem von Wolfgang Lange, Jürgen Paul Schwindt und Karin Westerwelle hg. Tagungsband: Temporalität und Form. Konfigurationen ästhetischen und historischen Bewusstseins. Autoren-Kolloquium mit Karl-Heinz Bohrer, Heidelberg 2004.

Er hört das „einsame Glöcklein“ „in der Ferne“. Er stellt sich auf die ganze Situation ein, indem er sie mit seinen Sinnen deutet. Er „blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war.“ Seine Deutung ist *leibhaftige* Deutung und *gestische*, also kulturelle Deutung. Er nimmt den Hut ab. Er tut, was sich seiner Meinung nach gehört (das rhetorische ‚aptum‘), aber auch, weil er es will. Er hätte das nicht tun müssen. Er hätte den Leichenzug auch einfach mißachten und gleich seinem Gasthaus zustreben können.

Das tut er dann später tatsächlich. Dazu gleich mehr. Die *auditiven* und *visuellen* Zeichen des Rituals versteht der Handwerksbursche also alle sofort; sie sind für ihn ‚evident‘. Die sprachlichen mißversteht er; sie sind abstrakter. Er muß sie sich wirklich voll und ganz ‚einbilden‘. Die sprachliche Kunst der Literatur, erst recht die literale Literatur, verlangt der Einbildungskraft des Menschen viel mehr ab als alle anderen Künste. Mit dem Hinweis auf diese ‚Einbildung‘ schließt die Erzählung. Immer wenn ihm später wieder einmal die sozialen Differenzen in der Welt zu Bewußtsein kommen, denkt der Tuttlinger zurück an das damals in Amsterdam Erlebte in der lebensweltlichen Gesamtheit der damaligen Erfahrung.

### 5. Der Hermeneutiker als Hausfreund

Nun gut, könnte man zu Hebels Geschichte sagen: Das ist eben doch bloß so ein erbauliches Exempelchen eines evangelischen Pfarrers, für den die Literatur nur eine andere Form der *rhetorischen*, wirkungsorientierten Predigt (mit eben ihren Predigt-Exempeln)<sup>41</sup> sein kann.<sup>42</sup> Heinz Schlaffer hat vor kurzem in seiner *Kurzen Geschichte der deutschen Literatur* die nicht ganz neue, dennoch neu provozierende These von der Geburt der modernen deutschen Litera-

41 Auf deren Geschichte und narratologische Bedeutung die volkskundliche Erzählforschung längst aufmerksam geworden ist: Vgl. etwa Elfriede Moser-Rath: *Dem Kirchenvolk die Leviten gelesen*, Stuttgart 1991; dies. (Hg.): *Predigtmaerlein der Barockzeit*, Berlin, 1964; Ernst-Heinrich Rehermann: *Das Predigtexempel bei protestantischen Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts*, Göttingen, 1977.

42 Zu denken wäre hier auch an Jeremias Gotthelf! Wie sehr man Gotthelf damit mißversteht, habe ich zu zeigen versucht: Verf.: *Aufklärungskritische Volksaufklärung. Zu Jeremias Gotthelf*, in: *Fabula* 28, 1987, S. 185–226; ders.: *Hiobs Bruder. Zur ästhetischen Theoziee der ‚Uli‘-Romane*, in: Walter Pape/Hellmut Thomke/Silvia Serena Tschopp (Hg.): *Erzählkunst und Volkserziehung. Das literarische Werk des Jeremias Gotthelf*, Tübingen 1999, S. 27–41. – Fragen kann man sich (vgl. auch Heinz Schlaffer: *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*, München – Wien 2002), ob der deutschen Literatur wegen dieser Nähe zum protestantischen Pfarrhaus nicht grundsätzlich eine Tendenz zum Erbaulichen innewohnt. Das ist überhaupt kein Einwand gegen sie, eher gegen eine Literaturwissenschaft, die in ihrer Fixierung auf eine reduktionistisch verstandene Autonomieästhetik, die mit der Kategorie der Erbauung nichts anzufangen weiß und das Gelingen tabuisiert. (Vgl. Verf.: *Tabu, Tabus. Anmerkungen zum Tabu ‚ästhetischer Affirmation‘*, in: Verf./Klaus Ridder/Friedmar Apel [Hg]: *Wahrnehmen und Handeln. Perspektiven einer Literaturanthropologie*, Bielefeld 2004, S. 297–327.)

tur aus dem Geist des protestantischen Pfarrhauses, ja des (pietistisch geprägten) Protestantismus überhaupt aufgestellt.<sup>43</sup> Die beabsichtigte Provokation, die vor allem auch in der Tendenz liegt, die Literatur vor der Aufklärung zu einer Nebensache herabzustufen, hat er erreicht. Sein zu enger, auf die Moderne fixierter Literaturbegriff ist aber doch zu Recht kritisiert worden. Die weltlose Innerlichkeit, die aus dieser religiösen Prägung der Literatur folgen soll, gilt bei Hebel gerade nicht. – Die Bedeutung der literarischen Reflexion des Verstehens in der Literatur des 19. Jahrhunderts und gerade bei den Theologen-Dichtern scheint mir noch nicht hinreichend systematisch beachtet. Interessant ist dabei auch, welches Verständnis der Literatur und welches Verständnis des Verstehens gerade in der populären protestantischen Erbauungsliteratur verbreitet werden. Zu denken wäre z. B. an den Theologen Karl Gerok (1815–1890), einer der meistgelesenen Lyriker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.<sup>44</sup>

Das Erbauliche klingt schon im Eingangssatz der *Kannitverstan*-Geschichte an: Immer und überall könne man „*Betrachtungen* über den Unbestand aller irdischen Dinge an[...]stellen“. Hebel zitiert den Schluß der französischen Vorlage. ‚Betrachtungen‘ sind auch eine religiös-erbauliche, meditative Gattung.<sup>45</sup>

Aber vielleicht sollte man doch nicht so schnell mit der Kritik zur Stelle sein. Ja, es ist eine erbauliche Parabel über das rechte Verstehen unserer Existenz in Zeit und Raum. Daß Geld und Tod miteinander zusammenhängen, ist ein alter Topos; auf vielen frühneuzeitlichen Porträts sieht man Kaufleute, wie sie ihre Hand auf einen Totenschädel legen. Erbauungsliteratur ist generell Hinsprache, Zuwendung, für die Hebels Kalendergeschichten gerne die Formel ‚der geneigte Leser versteht‘<sup>46</sup> verwenden. Eine Monographie dazu wäre wichtig. Der Erzähler, ja der Autor als Freund des Lesers und seiner Protagonisten (Goethe, *Werther*;<sup>47</sup> Thomas Mann, *Zauberberg*): das ist ein herausfor-

43 Vgl. Schlaffer, Die kurze Geschichte der deutschen Literatur (Anm. 42) – Zur überragenden kulturellen Bedeutung des protestantischen Pfarrhauses vgl. auch Martin Greiffenhagen (Hg.): Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte, Zürich – Stuttgart 2<sup>1991</sup> (zuerst 1984).

44 Seine *Palmbblätter* erschienen 1900 in der 400. Auflage!

45 Vgl. Gerhard Kurz (Hg.): Meditation und Erinnerung in der Frühen Neuzeit, Göttingen 2000, dort bes. ders.: Zur Bedeutung der ‚Betrachtung‘ in der deutschen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts, S. 219–250; außerdem: Andreas Solbach (Hg.): Aedificatio. Erbauung im interkulturellen Kontext in der Frühen Neuzeit, Tübingen 2005.

46 Zur hier nur angerissenen hermeneutischen Problematik vgl. auch Lothar Bredella: Literarisches und interkulturelles Verstehen, Tübingen 2002, bes. den Aufsatz ‚Wie sollen wir literarische Texte lesen? Überlegungen zum ›guten Leser‹‘. (Ebd., S. 34–79.)

47 Ein berühmtes Beispiel ist die Vorbemerkung zu den *Leiden des jungen Werther*: „Was ich von der Geschichte des armen Werther nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß gesammelt und lege es euch hier vor, und weiß, daß ihr mir’s danken werdet. Ihr könnt seinem Geist und seinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, seinem Schicksale eure Tränen nicht versagen. // Und du gute Seele, die du eben den Drang fühlst wie er, schöpfe Trost aus seinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund sein, wenn du aus Geschick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannst.“ – Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden,

dernder Gegenentwurf zu einer modernen Poetik der Einsamkeit der auf sich selbst zurückgeworfenen künstlerischen Individualität. Es hat große Bedeutung, daß gerade die Romantik, die sich in den Ausdrucksformen so entschieden nach vorne bewegt, ein emphatisches Konzept von freier ästhetischer wie sozialer Geselligkeit entworfen hat!<sup>48</sup> Hebels *Rheinischer Hausfreund* ist voll von solchen Zuwendungen zum Leser, die zeigen: Das über den Literalsinn hinausgehende Verstehen kann dort gelingen, wo die *Neigung* dazu da ist, wo es *gesucht* und vom Leser selbst wirklich hervorgebracht wird und wo er die dazu erforderlichen sozialen Kompetenzen – die Tugend der Geselligkeit, der Zuwendung zum Text als der anderen Stimme – aufzubringen bereit ist.

Die poetische Form der *Kanntverstan*-Geschichte will gesprächshaft und zugänglich wirken. Sie will im schriftlichen Text an das Mündliche, also an die soziale Rezeptionssituation erinnern. Sie impliziert in ihrer Sprache und Form selbst schon ein hermeneutisches Konzept.<sup>49</sup> Der Kalendermann versteht sich als ‚Hausfreund‘, als ‚Gevattersmann‘, wobei freilich kein Zweifel daran bleibt: So einfach ist das Verstehen nicht bei all diesen ‚merkwürdigen‘ und ‚sonderbaren‘ Vorkommnissen, von denen berichtet wird. Es fällt einem nicht bloß zu. Man muß es eben, wie Schleiermacher sagt, immer suchen, immer wollen;<sup>50</sup> dann kann es einem vielleicht auch geschenkt werden.<sup>51</sup> Kaum eine der Kalendergeschichten Hebels läuft auf eine einfache Moral hinaus.

Der Tuttlinger Handwerker muß durch das *dreimalige* Mißverstehen, von dem er nichts weiß, hindurch, um zu einem tieferen Verstehen zu kommen. Bei der melancholischen Versenkung in die definitive Zeitlichkeit des Menschen, die einem am letzten Ritual um den definitiven Raum des Grabes besonders bewußt wird, bleibt der Handwerksgeselle nun aber nicht stehen. Dann wäre die Geschichte wohl doch nur etwas triviale Memento-Mori-Literatur.<sup>52</sup> Der Tuttlinger sieht, was er sehen will, und versteht, was er erwar-

---

Bd. 6. Mit Anmerkungen versehen von Benno von Wiese, textkritisch durchgesehen von Erich Trunz, Hamburg 31958, S. 7. Vgl. auch Verf.: Der Künstler als Freund. Mörikes *Hutzelmännlein* im Kontext seiner geselligen Erzählkunst, in: Verf./Ralf Simon (Hg.): Eduard Mörike – Ästhetik und Geselligkeit, Tübingen 2004, S. 81–101.

48 Vgl. aber Brigitte Coenen-Mennemeier: Das lyrische Du. Funktionen und Variationen einer poetischen Sprechsituation, Frankfurt a. M. u. a. 2004, S. 24ff.

49 Eine auf dieses Problem zielende Untersuchung zur Wissenschaftssprache hielte ich für angebracht.

50 Zahlreiche Belege für das Gesprächshafte, Zugewandte des *Rheinischen Hausfreunds* im Kommentarband Ludwig Rohner zu seiner Faksimileedition (wie Anm. 3); Ludwig Rohner, Kommentarband (wie Anm. 3), S. 81ff.

51 „Gute Einfälle“, heißt es in Lessings *Philotas*, „sind Geschenke des Glückes“: ein ‚guter‘ Hinweis von Katja Malsch, für den ich danke! Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: *Philotas*. Ein Trauerspiel, in: Ders.: Werke. In Zusammenarbeit mit Karl Eibl u. a. hg. von Herbert G. Göpfert, München 1971, Bd. 2, S. 101–126, hier S. 115.

52 Die Pointe von Mörikes berühmtem Memento-Mori-Gedicht ‚Denk es, o Seele‘ (Denk es: Memento) besteht darin, daß es mit dem Vorschein aufblitzenden Glücks im *Glücksversprechen* des Hufeisens endet. Vgl. hierzu meine kurze Interpretationsskizze ‚Eduard Mörike ›Denk es, o Seele‹, in: Reiner Wild/Inge Wild (Hg.): Mörike-Handbuch, Stuttgart – Weimar



tet und was er verstehen will. Er sieht und versteht falsch und sieht und versteht doch nicht falsch. Er findet schließlich, was er wirklich sucht: Trost. Das provoziert jeden aufgeklärten Hermeneutiker. Trost darf in der Moderne nicht sein. Aber der Triumph des aufgeklärten Hermeneutikers, des Erzählers wie des Lesers in ihrer Kumpanei, will nicht recht gelingen. Sind sie weniger trostbedürftig in der Erfahrung der Vergänglichkeit alles Menschlichen, nur weil sie so großartige Durchschauer sind?<sup>53</sup>

#### 6. Exkurs: Vom Sitz der Literatur im sozialen Leben. Eine Erinnerung an den Großvater und seinen Käse.

Die Großeltern besaßen einen Bauernhof im Hohenlohischen, dieser weltfernen Landschaft zwischen Würzburg und Stuttgart. Wer es kleiner haben will: zwischen Bad Mergentheim und Schwäbisch Hall. Das ist dort, wo die Menschen so seltsam sprechen, den Unterkiefer vorgeschoben, ohne die Zähne wirklich auseinander zu bekommen. Unverständlich ist das für jeden, der in dieser Sprache nicht wirklich lebt. „Ih schloch di noh“, sagt der Onkel zu seinem Sohn, wenn er ihm sagen will, er solle bei Tisch sich nicht lümmeln. „Geh zu“, sagt er zu seiner Frau, wenn sie ihm noch etwas auf den Teller geben soll.

Der Freitag ist für den Großvater Käsetag. Der Milchlaster hat die Milch aus den Kannen gepumpt. Sie sind schon sauber und stehen umgedreht zum Abtropfen und für den Morgen bereit. Einen kleinen Limburger Käse hat das Molkereiauto, wie man auf dem Hof sagt, für den Großvater mitgebracht. Der Junge verbringt viele Tage auf diesem flurbereinigten Aussiedlerhof, nicht weil es dort so schön ist. Die Hohlwege sind zugeschüttet, die alten Apfelbäume gefällt, die Hecken gegen den Wind herausgerissen, der Onkel wundert sich, daß er keine Hasen mehr schießen kann, aber wo sollen sie auch bleiben? Sondern weil der Hof so viel Menschenkraft verschlingt und die Eltern des Jungen mithelfen müssen und auch die Kinder, wo immer es geht. Das Leberwurstbrot am Abend will verdient sein. Arbeit macht das Leben süß. Dem Jungen gefällt es, wie der Großvater arbeitet. So stetig und selbstverständlich, als müßte alles so gehen, wie es geht. Was der Großvater macht, ist nicht schön; aber scheint dem Jungen einfach das Richtige.

Am Freitagabend aber nach dem Füttern, Melken und Ausmisten holt sich der Großvater einen kleinen Krug Most aus dem Keller, setzt sich an den Küchentisch, nimmt sich Zeit. Er schneidet sich vom Brot ab, das die Großmutter gebacken hat – immer mindestens neun, zehn Laibe, damit es sich lohnt, was schimmelt, kratzt man ab, überhaupt: Schimmel macht schön. – Er schneidet

---

2004, S. 149f. Mörike hat Hebel natürlich gekannt und geschätzt; Beleg dafür bei Hans-Ulrich Simon: Mörike-Chronik, Stuttgart 1981.

53 Matthias Buschmeier danke ich für hartnäckige Nachfragen, die mich freilich nur noch hartnäckiger haben werden lassen.

einen dicken Ranken herunter, setzt sich, drückt den Limburger mit den Fingern, ob er weich genug ist, und packt ihn dann aus der blau-silbernen Aluminiumfolie. Sie ist innen mit dünnem Pergamentpapier belegt. Er streicht die Folie ganz glatt und nimmt sein Taschenmesser. Das hat nur eine Klinge und einen Holzgriff und ist für Vieles gut, auch für das Reh, das unten in der Waschküche hängt, und wenn die Kuh fast platzt vor Blähungen, weil sie zuviel Klee gefressen hat. Er schabt den Käse, die orangebraunrote Schmiere klebt am Messer, der Käse wird jetzt ganz bleich. Er streift das Messer immer wieder über die Tischkante am Käspapier ab. Dann schneidet er eine Scheibe herunter, der Käse geht dabei ein wenig in die Breite, das weiche hellgelbe Innere wölbt sich leicht vor. Er legt die Scheibe auf sein Brot, immer eine neue Scheibe für einen neuen Bissen, beißt ab, schneidet eine neue Scheibe herunter, legt sie auf sein Brot. Er trinkt in ruhigen Schlucken seinen Most dazu. Alles geht ganz langsam, ohne Aufregung, er läßt sich nicht stören. Der graue Schnurrbart des Großvaters hüpfte auf und ab beim Kauen. Die Augen freuen sich. Der Großvater feiert sein Leben, aber das will er gar nicht wissen. Er feiert das Freitagabendlimburgerkäsefest. Er ist ganz aufmerksam auf das, was er hat und was er tut. Der Junge sieht das und freut sich mit ihm, aber auch er will das gar nicht wissen. Er hätte nur gerne ein Stück von dem Käse und dem Brot. Der Schimmel würde auch nichts machen. Vom Schimmel wird man schön.

Jahrzehnte später, der Junge war natürlich längst keiner mehr, und er wußte noch immer nicht recht, wie er sich dazu stellen sollte, und der Großvater war längst tot, Jahrzehnte später war der Vater des Jungen sterbenskrank; die Ärzte hatten die Maschinen schon eingeschaltet. Da kehrte der Vater überraschend noch einmal ins Leben zurück und verlangte, man solle ihm einen Limburger Käse bringen.

## 7. Der Limburger Käse: Verstehen als Feier des Lebens

Von dem Bezug des Menschen auf den Tod nimmt Hebel in seiner Geschichte am Ende zwar überhaupt nichts zurück. Für seinen Handwerker geht das Todesritual aber dennoch sofort über in eine Feier des Lebens.<sup>54</sup> Sogleich macht sich der Tuttlinger nach „einer Herberge“ auf, „wo man Deutsch verstand“, will sagen: wo man das Leben *richtig* verstand (also auch die Muttersprache, d. h. die anfängliche, einem zukommende Sprache; deutschtümelnd ist Hebel

---

54 Darum kann ich der anregenden Deutung Tewilts, Vor dem Gesetz (Anm. 20), nicht zustimmen, wenn er konstatiert: „Der Tod, Ursprung aller Deutung, wird für den Handwerksburschen zu einer Erfahrung, die diese [Amsterdamer] Empirie transzendiert. Er ist, den ich nicht verstehe.“ (S. 112) Der Sinn des Todes aber ist das Leben: Das genau sagt doch der Schluß der Parabel. Das kann man religiös deuten, muß es aber nicht und soll es wohl auch nicht: Dafür ist der Käse eben zu konkret.

gewiß nicht, nirgends<sup>55</sup>),<sup>56</sup> um dort „mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse“ zu verzehren. Niemandem muß man sagen, was Limburger Käse ist: ein Unterschicht-Käse, sozusagen (das gilt generell für die Arme-Leute-Kost ‚Käs‘ und Brot<sup>57</sup>), in dieser Geschichte also die genaue Antwort auf die „gebratene[n] Tauben“ ihres Beginns.<sup>57</sup> Käse, allgemein, nicht spezifiziert, ist, wie Quark, aber auch eine Metapher für Unsinn und die mißlingende Rede.<sup>58</sup> Hier aber geht es um Limburger!<sup>59</sup> Die Rede des Kalendermanns gelingt durch Konkretion. Der Gestank als Signum der Vergänglichkeit und des Todes: so kennen wir das aus der Barock-Literatur. „[D]as Fleisch reucht nach der Gruft“, heißt es in Andreas Gryphius’ Sonett *An sich selbst*. In den zahlreichen Sprichwörtern und Stilleben zum Käse gehören Maden und Käse und Gestank tatsächlich oft zusammen.<sup>60</sup> Aber hier „reucht“ der Käse nach dem vitalen Leben: „Käs‘ und Brot sind besser als der bittere Tod.“<sup>61</sup> Das Verstehen muß gewissermaßen im Lebensvollzug realisiert, muß sinnhaft vollzogen werden. Der Tuttlinger ist in der Lage, das einfache Ding der Lebenswelt wahrzunehmen und hochzuschätzen. So etwas hat Walter Benjamin an Hebel und auch an Gotthelf fasziniert. Das Konkrete spricht Hebel an; er realisiert sozusagen eine Elementarästhetik.<sup>62</sup> Das ist besonders herausfordernd, wenn man den religiösen Subtext denkt: Stadt/Welt/Grab; Irrtum/Wahrheit; Sünde/Erlösung. Gernot Böhme hat jüngst diese leibliche, sinnhafte Dimension des Ästhetischen betont und deshalb von ‚Asthetik‘ als einer ‚allgemeinen Wahrnehmungs-

55 Das heißt etwas in den Zeiten, in denen sich die Romantik national zu verengen beginnt. Das ‚Erasmisch-Weltoffene‘, den Geist der europäischen Aufklärung hebt Robert Minder an Hebel hervor – Robert Minder: Hebel, der erasmische Geist, oder: Nützliche Anleitung zu seiner Lektüre, in: Johann Peter Hebel: Werke (Anm. 5), S. XXXVIII: „Aufklärer und herzlich: das war Hebel und ganz bewusst hierin ein Sohn des 18. Jahrhunderts. [...] Von Erasmus in Basel bis Grotius in Rotterdam, von Montesquieu in Bordeaux bis Kant in Königsberg und Lomonossow in St. Petersburg war und ist hier Europa.“

56 Vgl. auch die Kalendergeschichte Hebels *Der kann Deutsch*. – Zu Hebel und die Muttersprache: Martin Heidegger: Hebel – der Hausfreund, Pfullingen <sup>2</sup>1958, S. 34.

57 Limburger Käse hat seinen Namen von Limbourg in Belgien; 1830 wurde er von Carl Hirnbein (1807–1871) erstmals im Allgäu hergestellt. Freundl. Auskunft des Käsemuseums in Altusried 21.09.2005. Vgl. auch Anne Iburg: Dumonts kleines Käse Lexikon. Herstellung – Herkunft – Sorten – Geschmack, Köln <sup>2</sup>2003, S. 161.

58 Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Hg. von Karl Friedrich Wilhelm Wander, Bd. 3, Augsburg 1987 (zuerst 1867), Sp. 1435; Lutz Röhrich: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Bd. 3, Freiburg – Basel – Wien <sup>2</sup>1995, S. 813f.

59 Mir ist nur eine Deutung der Erzählung bekannt, die auf den Käse hinweist, den sich der Handwerker zuletzt gönnt. Aber auch Achim Geisenhanslücke legt das Motiv nicht wirklich aus: Barocke Aufklärung. Tod und Vergänglichkeit in Hebels Alemannischen Gedichten und Kalendergeschichten, in: Text+Kritik 151, VII/01, S. 47–57, hier S. 48.

60 Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon (Anm. 58), Bd. 2, Sp. 1155–1161.

61 Ebd., Sp. 1158.

62 Im Süddeutschen heißt der Limburger Käse seiner Form wegen gemeinhin ‚Backsteinkäse‘. Man muß aber nicht soweit gehen, hier noch eine Anspielung auf das Haus und die Amsterdamer Architektur des Backsteins zu sehen. Immerhin: Das Verstehen des Handwerkers baut sich wirklich anders auf!

lehre‘ gesprochen.<sup>63</sup> In der *Wahr*-Nehmung wird etwas wahr und wirklich, real für mich. – Achim von Arnim hat die *Kannitverstan*-Geschichte übrigens aufgegriffen<sup>64</sup> und neu erzählt (*Die drei liebevollen Schwestern und der glückliche Färber. Ein Sittengemälde* [1812]). Nicht nur, daß er die Erzählung in einer abenteuerlichen Lotteriegeschichte verplaudert<sup>65</sup> und ihr so ihre Straffheit ganz nimmt: Er verhunzt auch noch den Limburger Käse; das ist das Schlimmste. Der Färberlehrling wird nämlich am Ende in das vermeintliche Schloß des vermeintlichen Herrn Kannitverstan eingeladen, wo man „ihm ein gut Glas Wein und eine Pastete“ anbietet.<sup>66</sup> Eine Pastete! Hebels Pointe ist kaputt.

Der Limburger ist, wie der brave Tuttlinger, Hebels originäre poetische Erfindung. Genau diese Aufmerksamkeit auch auf die kleinen Dinge ist für Hebel und die bedeutendere Literatur in der Tradition der Volksaufklärung und des Realismus kennzeichnend. Aufmerksam in diesem Sinne ist Francis Bacons junger Freund in Brechts Kalendergeschichte *Das Experiment*. Aufmerksam war der Tuttlinger ja schon auf das Haus mit den „6 Camine[n] auf dem Dach“ gewesen, auf die Ladung des Schiffes bis hin zum „Mausdreck“, auf die Blumen und den Leichenzug. Im Genuß des Einfachsten, Bescheidensten, des deftig Stinkenden, ein drastisches Bild, vollzieht der Handwerksbursche nun noch leiblich die Freuden der Aisthesis und des Lebens selbst.<sup>67</sup> ‚Käs‘ und Brot‘ sind Elementarnahrung. Die Bedeutung von Käse als Grundnahrungsmittel spiegelt sich in einer außerordentlich breiten Volksüberlieferung. Käse spielt in der Kulturgeschichte und in der Geschichte der Literatur (auch der populären Literatur: Fabel, Märchen, Schwank) eine große Rolle.<sup>68</sup> Weil er für das irdische Leben so wichtig ist, kann er auch als „Speise der Unsterblichkeit“ gelten.<sup>69</sup> Käse kann sogar zur sakramentalen Speise und zur Opfergabe aufsteigen.<sup>70</sup>

63 Gernot Böhme: *Asthetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre*, München 2001; vgl. auch, literaturwissenschaftlich viel zu wenig beachtet: Rudolf zur Lippe: *Sinnenbewußtsein. Grundlegung einer anthropologischen Ästhetik*, Reinbek bei Hamburg 1987.

64 Es muß so gewesen sein; Arnims Fassung ist nicht unabhängig von Hebel entstanden; dazu Siegfried Hajek: *Kannitverstan – Die Geschichte eines literarischen Motivs*. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 1973, S. 71–88, hier S. 75, zurecht kritisch gegenüber Arnim: „Diese Pointe [die Hebels; W. B.] aber, die ihrem Wesen nach ‚Schlußpunkt‘ ist, erträgt eben eine sich weiterspinnende Erzählhandlung nicht.“ – Ebd., S. 78.

65 Er schreibt damit ein Motiv der französischen Geschichte von 1782 aus.

66 Hier zit. nach: Kurt Franz, *Johann Peter Hebel* (Anm. 4), S. 23.

67 Vgl. auch Hajek, *Kannitverstan* (Anm. 64), S. 84: „Das Leben behält recht“.

68 Vgl. Ursula Brunold-Bigler: Artikel ‚Käse‘, in: *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*, Bd. 7. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich, Berlin – New York 1993, S. 1015–1019.

69 Tewilt, *Vor dem Gesetz* (Anm. 20), S. 11, mit Bezug auf das *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*.

70 Zu alldem: Hanns Bächtold-Stäubli, unter Mitwirkung von Eduard Hoffmann-Krayer (Hg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Berlin – Leipzig 1927–1942, Bd. 4, Sp. 1029–1066.

Der Käse kommentiert und korrigiert in Hebels Geschichte die Amsterdamer Welt, also die eigentliche, großstädtische Moderne. Wenn man sie nicht mehr versteht, so muß man ihn doch wenigstens verstehen und mit ihm das vitale Leben. In ihm formuliert sich ein vitales Recht des Subjekts aus, das in der Dynamik des ökonomisch ausgerichteten Lebenslaufs (Haus: Handel; Schiff: Handel; Grab: letzter Handel) nicht aufgegeben werden darf. Das Heraustreten aus dem Ritual der gestaltenden, handelnden Bewältigung des Todes macht das Ritual in seiner besonderen Bedeutung erst ganz wahrnehmbar. Es ist geradezu Voraussetzung für die wirkliche, leibhafte Feier des Lebens. Sie ist dem Tod abgerungen. Zur schönen Leich gehört der Leichenschmaus. Das eine geht nicht ohne das andere. Denn wer so seinen Käse ißt wie nun unser Tuttlinger, der ist nicht tot, möchte man ein berühmtes Goethe-Diktum variieren. Das Einfachste ist das Lebensvollste. Der alte Hiob stirbt schließlich „lebenssatt“. Er hat sich am Leben wirklich satt gegessen. Mir scheint, daß in solchen Geschichten – Gotthelf wäre hier auch zu nennen; wohl auch Keller – eine Emphase des Lebens anklingt, die erst wieder gegen Ende des Jahrhunderts wirklich eingeholt wird (so etwa bei Hofmannsthal). Aus dem Verzehr des Limburger Käses spricht jene „Leibvernunft“, wie Nietzsche sagt,<sup>71</sup> die sich nicht mehr nur aus dem Ethos der Pflicht legitimiert.

Schien die Erzählung auf ein großes und doch auch ein wenig triviales Memento Mori zuzulaufen, so wird jetzt der erhabene Schauer durch das Niedere und Derbe des stinkenden, aber eben wohlschmeckenden Käses unterwandert. Das Individuum versöhnt sich so mit der Welt. Hier leuchtet auch für einen Moment die große romantische Kategorie des Humors auf, dessen Struktur- und Wirkprinzip Hebel geradezu vorführt, ohne daß er sich je in die ästhetischen Debatten wirklich explizit eingemischt hätte. (Schillers ästhetische Schriften etwa erwähnt er nicht.)

Mit dem Käse kommt auch ein auf eigene Weise ironisches Moment ins Spiel. Das Ziel der hermeneutischen Erkenntnisreise liegt nicht wirklich in der großen Stadt Amsterdam, sondern, sozusagen, im Limburger Käse: in der Bejahung des vollen und ganzen Lebens, auch in seiner Herzhaftigkeit und Deftigkeit. Wer den bescheidenen Käse richtig wahrnehmen und verstehen kann, der kann auch das „enge Grab“ richtig verstehen, auf das hin die Parabel am Ende im Schlußsatz noch einmal enggeführt wird.<sup>72</sup> Darum kann Hebel schon zu Beginn der Parabel im ruhigen Ton des großen Epikers sagen: „Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben in der Luft herumfliegen.“ Der Text hat von Beginn

71 Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. Kritische Studienausgabe 4. Hg. von Giorgio Colli/Mazzino Montinari, München – Berlin – New York<sup>3</sup>1993, S. 39.

72 So auch Wittmann, Johann Peter Hebels Spiegel der Welt (Anm. 6): Das „enge Grab“ als Engführung der Erkenntnis der ganzen Geschichte.

an etwas elementar Lebensweisheitliches und geht deshalb auch dem Phraseologischen nicht aus dem Weg.<sup>73</sup> Der brave Tuttlinger braucht etwas länger; aber er versteht's dann doch. Und noch länger braucht wohl der moderne, negativitätsversessene Hermeneutiker, wenn er denn je versteht. Zustimmung zum Leben (und zur Kunst) setzt voraus, daß er sich über sich selbst aufklärt: über die Aporien seines ironischen Bescheidwissens, über die Grenzen seiner modernen Selbstreflexivität. Zustimmung ist Zustimmungsbearbeitung. Der Tuttlinger kommt im Leben an, das *sein* Leben ist. Das gelingt dem Erzähler und dem Leser in ihrem stillschweigenden Einverständnis und in der Gewißheit ihrer Überlegenheit nicht. Den Käse haben die Hermeneutiker nämlich praktisch alle übersehen.

### 8. Hebels literarische Aufmerksamkeit

In der Phase, in der die Prozesse der Modernisierung Europa mit großer Kraft und Dynamik umbauen, also seit den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, entwickeln sich moderne Schreibweisen, die wir realistisch zu nennen pflegen. Die Literatur (und auch die Malerei) wendet sich mit einer bislang nie dagewesenen Intensität, Konsequenz und Genauigkeit der Lebenswirklichkeit zu und wird dabei zum Begleiter, Chronisten, Kommentator und Kritiker der Modernisierungsprozesse. Sie wird aufmerksam für die Details, auch für die ganz unbedeutenden, die mit den großen Entwicklungen womöglich gar nichts zu tun zu haben scheinen. Sie wird zu einer Schule der Aufmerksamkeit.<sup>74</sup> Sie wird ‚sinnenbewußt‘ (R. zur Lippe); sie gönnt dem ‚Asthetischen‘ eine Wertschätzung, wie wohl nie zuvor. Bei Jeremias Gotthelf bekommt jeder von den gutherzigen Bauern, d. h. denen, die sich im Modernisierungsprozeß nicht nur ökonomisch, sondern auch ethisch behaupten (weil das ethisch Gebotene nicht vergessen wird, gelingt das Ökonomische), eine Schale Kaffee und wird zum Verweilen eingeladen. Eduard Mörike bedankt sich mit einem Gedicht für ein Rezept für Essiggurken und verschafft ihnen so poetische Ewigkeit. Gottfried Kellers Sali und Vreli gönnen sich vor ihrem Tod den ausgelassenen Hochzeitstanz.

Das Verstehen ist in dieser Literatur, auch bei Hebel, sinnlich, konkret und situativ. Die parabolische Demonstration Hebels dessen, was Verstehen sein kann und soll, verweist selbst auf den Kontext der Modernisierung, in dem

73 Vgl. – mit vielen weiterführenden Literaturhinweisen – Jan Wirrer: Phraseologismen in der erzählenden niederdeutschen Literatur, in: Christoph Chlosta/Peter Grzybek/Elisabeth Piirainen (Hg.): Sprachbilder zwischen Theorie und Praxis. Akten des Westfälischen Arbeitskreises ‚Phraseologie/Parömiologie‘ (1991/1992), Bochum 1994, S. 273–303.

74 Vgl. Friedmar Apel: Elementare Kategorien der Welterfahrung. Richard Alewyns Eichendorff-Studien als Zugang einer literaturanthropologischen Analyse der Wahrnehmung, in: Verf./Klaus Ridder/Friedmar Apel (Hg.): Wahrnehmen und Handeln. Perspektiven einer Literaturanthropologie, Bielefeld 2004, S. 219–230; Lothar van Laak: Literarisches Wahrnehmen – ästhetisches Handeln. Zum Stellenwert der Aufmerksamkeit im Prozeß der Aisthesis, in: Ebd., S. 193–218.

sich das Verstehen wie seine Reflexion vollzieht und in dem es seine Konkretheit zu gewinnen hat. Hebels grandioses alemannisches Gedicht *Die Vergänglichkeit* kommt schon mit dem Titel scheinbar ganz barock, ganz allegorisch-emblematisch daher. Es verlagert aber die Apokalypse in den Schwarzwald: Es ist wirklich die Heimat, das Vertraute, das ganz konkret Erfahrene und aufs Genaueste zu Benennende, was da in der Imagination des apokalyptischen Brandes untergeht; es werden nicht bloß die alten überlieferten Bilder der Apokalypse weitererzählt:<sup>75</sup>

[...] Öbbe fahrsch  
 au d' Milchstrooß uf in die verborgeni Stadt,  
 und wenn de sitwärts abe luegsch, was siehsch?  
*E Röttler Schloß!* Der Belche stoht verchohlt,  
 der Blauen au, as wie zwee alti Türn,  
 un zwische drinn isch alles use brennt  
 bis tief in Boden abe. D' Wiese het  
 ke Wasser meh, 's isch alles öd und schwarz  
 und totestill, so wit me luegt – [...]

[...] fährt vielleicht  
 die Milchstraß' her in die verborgne Stadt.  
 Und wenn du seitwärts niederschaust, was siehst?  
*Das Röttler Schloß!* Der Belchen steht verkohlt,  
 der Blauen auch, grad wie zwei alte Türn'.  
 Dazwischen ist dann alles ausgebrannt  
 Bis in den Boden tief. Die Wiese führt  
 Kein Wasser mehr. Sie ist nur öd und schwarz  
 und totenstill, soweit man schaut. [...]<sup>76</sup>

Man ‚verstehet‘, daß Goethe gerade auch die *Alemannischen Gedichte* Hebels so geschätzt hat.<sup>77</sup> Die konkrete Erfahrung wird zum großen Symbol, das alle bloße Volkssprachigkeit und Regionalität dann doch übersteigt, dabei aber völlig gelten läßt und braucht. Das Heimatliche ist nicht provinziell. Genau das rückt Hebel an Goethe, erst recht an Jean Paul (Humor!) und sogar auch

75 Zu diesem Gedicht als Paradigma für Hebels Stil vgl. Hans-Martin Gauger: Dialekt als Muttersprache und als Stil. Johann Peter Hebel: ‚Die Vergänglichkeit‘, in: Ders.: Der Autor und sein Stil. Zwölf Essays, Stuttgart 1988, S. 26–46.

76 Johann Peter Hebel: Alemannische Gedichte. Mit hochdeutscher Übertragung von Friedrich Gäng. Hg. von Wilhelm Zentner, Stuttgart 1982, S. 142ff. – Eine problematische Übersetzung! ‚Die Wiese‘ ist ein Bach/Fluß; Hebels Heimatdorf Hausen liegt in ihrem Tal. Das Widmungsgedicht der *Alemannischen Gedichte* ist ‚Einem Freund und der ehrsamem Gemeinde Hausen im Wiesental geweiht‘; das erste Gedicht des Bandes trägt den Titel *Die Wiese*. Das Gedicht *Vergänglichkeit* ist auch abgedruckt in: Text+Kritik 151, Themenheft Johann Peter Hebel (Anm. 31), S. 57–60. Vgl. auch Dieter Arendt: Johann Peter Hebels Schwarzwald-Apokalypse oder ‚Hörsch nit wie's Wasser rusch...‘, in: Alemannisches Jahrbuch 1984/86, S. 129–145; ders.: Dialektpoesie als Weltliteratur. Johann Peter Hebels Alemannische Gedichte, in: Schweizer Monatsheft 69, H. 3, 1989, S. 219–234.

77 Zu Goethe und Hebel: Walter Rehm: Goethe und Johann Peter Hebel, in: Ders.: Begegnungen und Probleme, Bern 1957.

Hölderlin heran. Goethe hat das – in einem höchst positiv gemeinten Sinne – als naiv bezeichnet. Ja, das ist Erbauungsliteratur aus der Tradition des protestantischen Pfarrhauses. Aber es ist eben auch das, was Literatur kann und ausmacht: Sichtbarmachung, Vergegenwärtigung durch Individualisierung und Konkretisierung. Die Himmelsstadt ist ganz abstrakt. Der Untergang aber dieser Erde – und so legt Hebel die Apokalypse aus; das ist seine *applicatio* – ist konkret! In Gundelfingen wie in Emmendingen wie in der Weltstadt Amsterdam. Darum kann man, wie Robert Minder sagt, bei Hebel „bündiges, die Nägel auf den Kopf treffendes Deutsch lernen“.<sup>78</sup>

## 9. Einige systematische Perspektiven für Lehre und Forschung

### (1) Literatur, Literaturgeschichte und Literaturvermittlung

Es ist an der Zeit, daß ich auf die Anspielung, die im Titel noch steckt, zu sprechen komme. 1976 hat der Historiker Carlo Ginzburg eine Studie veröffentlicht, die in der deutschen Übersetzung den Titel *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600* trägt (ital. *Il formaggio e il vermi*; dt. 1979). Die Formulierung Ginzburgs bezieht sich auf eine häretische Kosmogonie, Theogonie und Angelologie des Müllers, dessen Fall er zu rekonstruieren versucht.<sup>79</sup> Methodisch ist an Ginzburgs Buch interessant, wie er den Individualfall zum Sprechen bringen will, ohne ins bloß Anekdotische, Partikuläre abzudriften; und wie dieser Individualfall geschichtliche Signifikanz gewinnen kann, ohne daß man an ihm nur vage Allgemeinheiten konstruiert: *die* Mentalität der Unterschichten, *des* Volkes etc.

Es ist genau dies auch ein literarisch-hermeneutisches und literaturgeschichtliches Grundproblem, das sich in den letzten etwa zehn Jahren ebenso zu einem großen literaturdidaktischen Problem ausgewachsen hat. Meines Erachtens gehört zu den besonderen Herausforderungen schulischer und akademischer Lehre, einen Begriff von Literaturgeschichte zurückzugewinnen, der das einzelne literarische Werk als individuelles Kunstwerk (und das geht nur über einen reflektierten Begriff des Kunstwerks *und* des Individuums) gelten läßt, zur Anschauung und Erfahrung bringt, ohne es dabei nur – sozusagen – historistisch zu partikularisieren. Das Kunstwerk steht auch nicht nur *für* etwas: *für* das sich ewig emanzipierende Bürgertum, *für* eine politische Konstellation, eine literarische Epoche etc. Es braucht deshalb auch nicht immer etwas zu ‚hinterfragen‘: die Gesell-

78 Robert Minder: Hebel, der erasmische Geist, oder: Nützliche Anleitung zu seiner Lektüre, in: Johann Peter Hebel, Werke (Anm. 5), S. III–XLIV, hier S. III. – Ein meisterhafter Essay, dessen Sprachkraft der des bewunderten Hebel nicht nachsteht.

79 „Ich habe gesagt, daß was meine Gedanken und meinen Glauben anlangt, alles ein Chaos war, nämlich Erd', Luft, Wasser und Feur durcheinander. Und jener Wirbel wurde eine Masse, gerade wie man den Käse in der Milch macht, und darinnen wurden Würm' und das waren die Engel. Und die allerheiligste Majestät wollte, daß das Gott und die Engel wären. Und unter dieser Zahl von Engeln, da war auch Gott, auch der wurde zur selbigen Zeit erschaffen aus jener Masse, und er ward zum Herrn gemacht mit vieren Hauptleut': Luzifel, Michael, Gabriel und Raffael.“



schaft, die Politik, die herrschenden Verhältnisse (ein anderer literaturdidaktischer Topos). Die Wiederaufnahme der Diskussion solcher Konzepte der Literaturgeschichte, die selbst höchst fragwürdig sind, auch des doch notwendigen Konzeptes der ‚literarischen Epoche‘, gehört zu den dringendsten methodisch-theoretischen und didaktischen Desiderata. Dasselbe gilt für das probate Mittel, den Text und die hermeneutische Herausforderung von der Biographie des Autors her zu bändigen. Das muß in die Lehre hinein. Meine eigenen Überlegungen haben diese Falle aufgestellt. Zugleich gehört die Biographie natürlich auch zum Wissen von Literatur.

Damit ist ein zweites Problem verbunden, das in meinen Bemerkungen zu Hebel leitend war:

(2) Was heißt ‚verstehen‘ und was ‚einen Text verstehen‘?  
Zur Ethik der Literaturwissenschaft

Peter Szondi hat in seinem *Traktat über philologische Erkenntnis*, der bis heute frisch und aktuell ist, die Eigenständigkeit philologischer Erkenntnis betont und sie aus der Individualität des Kunstwerks begründet.<sup>80</sup> Der systematischen oder geschichtlichen Reflexion darf die präzise Wahrnehmung des konkreten ästhetischen Kunstwerks nicht zum Opfer fallen. Wir kommen an dieser Frage auch heute nicht vorbei, gerade wenn wir (mehr oder weniger) neue wissenschaftliche Paradigmen wie ‚Literatur und Wissen‘, ‚Literatur und Anthropologie‘ in notwendigerweise interdisziplinärer Anstrengung diskutieren. Das braucht eine bewegliche, offene Hermeneutik, die ihre theoretischen Interessen und methodischen Strategien in engster Auseinandersetzung mit den literarischen Texten fortentwickelt. Die Reflexion des Verstehens durch den literarischen Text selbst wirft die Frage auf, ob das literarisch-ästhetische Verstehen sich nicht tatsächlich vom kausal-analytischen der Naturwissenschaften unterscheidet. Natürlich kann man so etwas heute nicht ganz leicht behaupten, wo die Bedeutung des Ästhetischen doch auch für die Naturwissenschaften längst evident ist. Das Verstehen der Naturwissenschaften interessiert sich nicht für das Individuelle. Für die literarische Hermeneutik ist dagegen das Individuelle die eigentliche Herausforderung. In Hebels Geschichte sind Verstehen und Nicht-Verstehen tatsächlich nur gemeinsam gültig. Blicke jedes gewissermaßen für sich, würde das die Geschichte völlig trivialisieren. Das weist auf die ästhetische und kulturelle Logik der Literatur hin: Es gibt Literatur, weil sie so, in ihrer Deutungsbreite, gebraucht wird.<sup>81</sup>

Die Aufmerksamkeit auf die Details, die Gerechtigkeit für die unbedeutenden Menschen und die scheinbar unbedeutenden Dinge, den Limburger Käse, die Hebels kleiner Text beansprucht, verweist auf ein Problem, das in der Forschung zu Recht an Interesse zu gewinnen scheint: die Frage nach dem Verhältnis von

80 Peter Szondi: Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis, Frankfurt a. M. 1967; vgl. auch ders.: Einführung in die literarische Hermeneutik, Frankfurt a. M. 1975.

81 Verf., Gute Texte, schlechte Texte (Anm. 11).

Literatur und Ethik, von Ethik und Ästhetik. Sie hat sich mit ihrer programmatischen Entkoppelung seit dem 19. Jahrhundert keineswegs erledigt. Selbstzweckhaftigkeit und Freiheit, Eröffnung von Handlungsspielräumen, Handlungsentlastung: diese Stichworte konstituieren gängige Argumentationsmuster zur Ethik der Literatur und ihrer Wissenschaft.<sup>82</sup> Zwar mehren sich die Stimmen, die behaupten, die Zeit der Individualforschung sei auch in den Geisteswissenschaften vorbei (so kürzlich Sandra Pott in der FAZ). Die hermeneutische Situation ist aber nun einmal unvermeidlich immer auch eine ganz individuelle. Der ‚Sehe-Punct‘ ist immer ein ‚jemeiniger‘. An Hebels Geschichte läßt sich das vorführen: Ich muß entscheiden und dafür einstehen, worauf ich meine Aufmerksamkeit richte. Ich muß entscheiden und es vertreten, welche Deutungsaspekte mir in der Vielzahl der Möglichkeiten wichtig sein sollen. Die Frage stellt sich dabei natürlich, nach welchen Kriterien ich das tue. Unsere Entscheidung ist im Verstehensakt herausgefordert, und das um so mehr, je mehr man an Konzepten der Moderne/Post-Moderne wie Offenheit, Vieldeutigkeit, Unübersichtlichkeit usw. festhalten will. Worauf will ich den Akzent setzen? Worauf soll, worauf will ich aufmerksam werden? Was gilt was? Welches Recht will ich zum Beispiel dem Marginalen und womöglich sogar Abseitigen einräumen (auf was soll ich achthaben und achtgeben)? Die Literatur des 19. Jahrhunderts, die sich gegen die großen geschichtsphilosophischen Zumutungen und Überlastungen wehrt – Mörike wäre ein besonders eindringlicher Fall, aber eben auch Hebel –, diese Literatur räumt dem geschichtlich scheinbar bloß Marginalen einen besonderen Platz ein.

### (3) Hermeneutik und (Kultur-)Wissen(-schaft), Literatur und Lebenswelt

Die kulturwissenschaftliche Öffnung der ‚alten‘ Geisteswissenschaften hat, sozusagen unter der Hand, bestimmte Positionen einer einseitigen Autonomie-Ästhetik steril werden lassen. Sie hat die Literatur wieder mit der Welt des Wissens: vom Menschen, von der Geschichte, von der Ökonomie, vom sozialen Leben, in Verbindung gebracht. Sie eröffnet die Möglichkeit, alte hermeneutische Fragen und ‚alte‘ Methoden (Literatur und Sozialgeschichte; Literatur und populäre Kultur/volkscundliche Literaturwissenschaft) wieder mit neuer Frische zu diskutieren. Der kurze Blick auf Hebels Kalendererzählung sollte auch deutlich werden lassen, daß die Literatur genau dann zu einem diskursiven Zentrum werden kann, wenn man sie in ihrer Eigentümlichkeit gelten läßt.

---

82 Zusammenfassend, vor allem mit Bezug auf die philosophische Ästhetik Martin Seels: Marcus Düwell: Ästhetische Erfahrung und Moral, in: Dietmar Mieth unter Mitarbeit von Dominik Pfaff (Hg.): Erzählen und Moral. Narrativität im Spannungsfeld von Ethik und Ästhetik, Tübingen 2000, S. 11–35.